

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 248.

Samstag, 10. September

1932.



ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marlise Sonneborn



6. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

In dem hübschen Badeanzug mit dem wirklich schiden Frottiertmantel sah das junge Wesen ja allerliebste aus; aber selbst die aller irdischen Eitelkeit bereits entrückte und überhaupt ästhetisch weniger interessierte Frau Jules mußte sich gestehen, daß die Garderobe der jungen Dame mangelhaft und keinen Ansprüchen genügend sei. Frau Jules hatte im Schrank einen netten Mantel, den ihre Schwiegertochter, eine flotte Pariserin, vor etlichen Jahren als unmodern bei ihr zurückgelassen hatte. Das Faßon paßte der Fremden gewiß. Diese modernen Weiblichkeiten haben ja alle keine Hüften und sind überhaupt mit allen natürlichen Rundungen entseherregend im Rückstand. Aber die Wärter befaßten immer wieder von neuem: keine Kleidung. Sonst brennt sie uns irgendwie und irgendwann durch.

Sie schienen vor der Klugheit der „Irrsinnigen“ einen ungeheuren Respekt zu haben. Auch das machte Frau Jules mißtrauisch. Die Kranke aber weigerte sich stritt, ihre „Wärter“ zu empfangen. Sie hatte außerdem eine Art gemäßigten Hungerstreik angefangen, indem sie nur das Allernotwendigste von den erlesenen Dejeuners und Dinners kostete, die ihr Frau Jules auf Geheiß der Wärter vorsetzte — das einzige Krankheits-symptom, das die Wirtin an ihr entdecken konnte, denn ein gesunder Mensch widerstand nie den Reizen ihrer vorzüglichen Küche. Nie aber kostete die Fremde von dem Wein, obwohl Frau Jules ihr den besten Kose herbeischaffte, der am Ort zu haben war.

Herr Labbe — der andere Herr blieb mehr im Hintergrunde, man hatte den Eindruck, daß er ein besonders schlechtes Gewissen habe — trieb sich viel in den Vorhallen des Hotels „Mimosa“ herum, trank eine Tasse schwarzen Kaffee nach der anderen und versuchte immer wieder, zu der Kranken zugelassen zu werden.

Aber das einzige Mal, da es Frau Jules gestattete — ohne die Kranke zu fragen, hatte sie ihn, sich dicht an seine Fersen haltend, in das enge und unwohnliche Hinterzimmer gelassen —, wies ihm die „Irrsinnige“ so energisch und mit so blühenden Augen die Tür, sprach in fließendem Englisch, nur ab und zu in das andere, ganz unbekannte Idiom verfallend, so offenbar drohend auf den Mosjö ein, daß der — die Schultern unwillkürlich hochziehend — alsbald fluchtartig, nach ein paar flauen und schüchternen Einwendungen, das Lokal verließ.

Frau Jules Mißtrauen wuchs riesengroß.

Aber die Zeiten sind schlecht und die Herren bezahlten gut: jeden Tag das doppelte Kostgeld! Die Hälfte war eine Art Schweigegeld. Niemand sollte erfahren, daß die junge Dame überhaupt anwesend sei. Eine Irrsinnige im Haus — und wer garantierte, daß

sie es nicht dennoch war? — hätte den Ruf der „Mimosa“ doch sehr geschädigt.

Inzwischen aber begann Frau Jules, das „Französisch“ der „Kranken“ zu verstehen — und diese das der Frau Jules.

„Kleider!“ befahl die geheimnisvolle Fremde. „Oder wenigstens ein Stück Papier und einen Bleistift! Befördern Sie ein Telegramm; man wird es Ihnen reich lohnen!“

Frau Jules hatte ihre Weisungen und tat, als ob sie bereit sei. Sie las auf dem Zettel nur die Adresse, das andere blieb ihr unverständlich: Lady Windermere, Villa Millefleur, Nizza.

Die Wärter zuckten die Achsel — eine fixe Idee der Kranken. Die Lady habe ja gerade diese Maßnahmen angeordnet.

Frau Jules begann, ein Eifersuchtsdrama zu vermuten.

Irrsinnig — nein! Irrsinnig war dies hübsche Mädchen mit den klaren Augen und dem trohigen Gesicht gewiß nicht.

„Man will mich berauben! Die Burschen, die mich hierher gebracht haben, sind Erpresser! Helfen Sie mir zu Kleidern. Leihen Sie mir etwas Geld! Es kann nicht weit bis Nizza sein!“

Diese Gedankengänge, in phantasievollem Französisch vorgetragen, hatte Frau Jules allmählich verstanden.

„Ich darf nicht. Man sagt, Sie seien nicht ganz richtig im Kopf. Man erwartet einen Herrn, der in Ihrer Angelegenheit entscheiden wird.“

Brigitte flammte vor Zorn.

Aber mangelhafte und zu der Gelegenheit nicht passende Kleidung bedeutet eine starke Zählung auch für das feurigste Temperament, für den gerechtesten Unwillen.

„Sie haben mich überfallen und beraubt! Sie wollen mir ein Schmuckstück abjagen!“ gelang es Brigitte der alten Dame klarzumachen.

Ein unendlich mildes und mitleidiges Lächeln verschönte die herben Züge der Madame Jules.

Sie schöpfte wieder Vertrauen zu den Wärtern.

Akturat das, hatte man ihr gesagt, sei die Wahndee des jungen Fräuleins.

Mit rührender Sorgfalt, soweit dies der Lage nach möglich, umgab die ihr anvertraute Dame; aber auf deren besondere Wünsche und Befehle ging sie nicht anders mehr ein, als daß sie mit wissendem und traurigem Lächeln die Achseln zuckte. Es ging Brigitte wie so manchen Menschen: gerade weil sie die Wahrheit sagte, glaubte man ihr nicht, hielt sie für geisteskrank —

und wo sie im größten Recht war, da schien sie ihr Unrecht selber zu bestätigen.

Brigitte wußte mit ihrer Lage wenig oder nichts anzufangen. Nur eins war ihr klar: daß sie sich in einem Zustand befand, der, nach den Gesetzen aller Kulturstaaten, eine scharfe Sühne für die, die sie in ihn hineinverlegt, geradezu schreiend forderte.

Andererseits aber auch wurde ihr von Stunde zu Stunde mehr klar, daß sie es mit gerissenen und überaus schlauen Gegnern zu tun habe, denen große Mittel und allerlei noch unberechenbare Einflüsse zur Verfügung ständen.

Als man sie, die in einem süßen Ausruhen, die Blicke in die unaussprechlichen Schönheiten der Goldenen Küste versenkt, zum Bad bereit, unter einer der herrlichen Seefischen lag, plötzlich und hinterrücks überfallen, sie mit knappen, scharfen Worten aufgefordert, „das Schmutzstück, für das man bereits bezahlt habe, herauszugeben, oder ...“ (die Drohung blieb unausgesprochen), da hatte sie zunächst nur verächtlich gelächelt und über den ihr ja bereits nur zu wohl bekannten Monsieur Labbé hinweggeblickt, wie wenn er überhaupt nicht da wäre.

Hätte sie die Anwesenheit eines zweiten geahnt — sie hätte nur ein wenig die Stimme zu heben brauchen und der treue Wilker wäre herbeigeeilt, würde ihr zur Seite gestanden — seine bloße Gegenwart die „Verbrecher“ verschreckt haben, denn für Verbrecher hielt Brigitte ihre Peiniger jetzt.

„Sie werden uns das Medaillon sofort in die Hand geben oder ich bemächtige mich Ihrer Person und halte Sie so lange gefangen, bis Sie die Hergabe bewilligen!“, lautete die nun deutlich formulierte Kampfanlage Labbés.

Aber Brigitte hatte sich zu sicher gefühlt, zu wohl behütet durch die Nähe der zwar noch knabenhaften, aber doch bereits ritterlich wachenden Rufins, des alten Windermereschen Dieners, um auf diese Worte anders als mit einem Lächeln der Überlegenheit zu antworten.

„Sie werden sich die Folgen selbst zuzuschreiben haben!“

Im selben Augenblick erschien — sie hatte ihn nicht bemerken können, da er sich hinter einer Pinie verborgen gehalten — jener kleine alte Herr aus der Mailon Carrée in Nîmes, den Brigitte für den Herzog von Arles gehalten (Roumier würde sich, hätte er es geahnt, sehr geschmeichelt gefühlt haben).

Und dann schwand ihm die Sinne.

Als sie erwachte, befand sie sich bereits in dem engen, dumpfigen Zimmer, an ihrem Lager Madame Jules — häßlich, freundlich —, nicht gerade angenehm oder vertrauenerweckend, aber doch auch nicht ohne die Güte und Geduld, die die Inhaberin eines kleinen und altmodischen Hotels in einem entlegenen und wenig besuchten Lustort einige Meilen ins Land hinein, an der Mittelmeerküste wie überall, für gut zahlende Gäste zu haben pflegt.

Nach den ersten Stunden körperlicher Behinderung durch die Nachwirkung des Rarkotiums gewann Brigitte Urteil und Einfluß bezüglich ihrer Lage.

Zorn, Empörung, Vergeltungswille erwachten; zugleich der Wunsch, sich zu befreien, ihren Verwandten in Nizza — ihrem Vater Nachricht zukommen zu lassen.

Die Fragen: Wo befinde ich mich? Wer hat ein Interesse an dieser Schurkerei? Was hat man mit mir vor?, beschäftigten sie und ließen ihr keinen Augenblick Ruhe.

Mit Genugtuung erfüllte sie der Gedanke, daß das Medaillon außer Gefahr sei. Sie gelobte sich, was immer geschähe, so viel an ihr läge, sollte es nicht in die Hände des Herzogs von Arles kommen.

Welches Interesse konnte nur er daran haben?

Es gab — wahrhaftig — wertvolleren Schmuck.

Daß es sich nicht um gewöhnliche und nur geldgierige Räuber handelte, davon glaubte Brigitte überzeugt zu sein.

Am meisten empörte es sie, daß man ihr die Kleidung vorenthielt. Sie schwur — bis jetzt noch sehr platonisch — Rache, Vergeltung.

In dieser Verfassung befand sich das junge Mädchen, als der Duke in Bormes eintraf und seine Agenten beorderte ließ. Die Erzählungen der beiden hätten ihn vielleicht fast gelassen, wenn im Hintergrunde seines Bewußtseins nicht immer und bei jedem Wort der Gedanke gestanden: Und das geschieht der Verwandten des Lords Windermere, und er wird es weidlich gegen dich ausnützen ...

Gern hätte er eine volle Schale erstklassig destillierten und filtrierten Zornes über die beiden Agenten ausgegossen — aber bei dem ersten fernen Donnergeroll der herzoglichen Empörung bereits wiesen die beiden ihre Order vor: ohne jede Rücksicht vorgehen, keine Schonung, einerlei, was danach kommt ... und dergleichen ermutigende Wendungen, mit der höchst eigenartigen herzoglichen Handschrift auf das geduldige Papier geworfen, rechtfertigten die Domestiken und blamierten den Herrn vor sich selbst.

Zum ersten Male in seinem Leben ging dem Duke ein Licht auf, daß man auch in der Durchsetzung seines Willens Rücksichten auf Mitmenschen zu nehmen habe — und daß eben der Krug nur solange zu Wasser geht, bis er zerbricht.

Nun — zerbrochen fühlte sich Seine Hoheit immerhin noch nicht —, nur ekelhaft angeekelt.

Immerhin! Wenn er nur endlich doch das Medaillon bekäme, von dessen Existenz er eine entscheidende Wendung in seinem Prozeß hoffen zu dürfen glaubte.

Vor allem galt es aber, die „Formfehler“ zu reparieren.

So kam es, daß sich, wenige Stunden später, als er in Bormes eingetroffen, der „Duke of Gonyle“ bei Brigitte melden ließ.

„Ich bin nicht in der Lage, den Herrn zu empfangen, da ich ohne Kleidung bin“, wies das junge Mädchen Frau Jules an. „Sagen Sie das dem Herrn. Bitten Sie ihn, unverzüglich die Polizei zu benachrichtigen und die beiden Schurken verhaften zu lassen.“

Diese Nachricht bewies dem Duke, daß die junge Dame zwar nicht, wie er halbwegs gefürchtet, seelisch gebrochen — andererseits aber auch nicht gewillt sei, fünf gerade sein zu lassen.

Sein langes und schmales Gesicht wurde noch länger und schmaler. Es entging Frau Jules nicht, daß er erblaßte.

„Befindet sich ein einschlägiges Geschäft hier am Ort?“

„Hier? — Du liebe Zeit! Kaum einen anständigen Unterrod kann man hier bekommen.“

Die Ratlosigkeit des unzweifelhaft reichen Herrn erkennend, fügte sie hinzu: „Ich könnte der Dame mit ein paar Stücken aushelfen. Aber die Herren, die sie herbrachten, haben es verboten.“

„Die Leute“, gestand der zerstreute Duke verräterisch, „sind von mir abhängig! Meine Befehle löschen die ihren. Kleiden Sie die Dame ein!“ (Fortf. folgt.)

Fröhliche Sprüche.

Freund, du darfst nichts überschrauben,
Sei es Wesen, Freude, Ehr',
Oder Fühlen, Denken, Glauben!
Denn die überschraubten Schrauben,
Freund, die zieh'n nicht mehr!

Mag dir vieles schief auch geh'n,
Bleib' in dir nur grade steh'n!
Manches Schiefe hat trotz Schaden
doch am End' gedient dem Graden!

Arzenei und Drum und Dran
Schau nicht zu lange an!
Ohne Zid und ohne Zud
Frisch hinunter mit dem Schlud!

Das Nur-wissen macht uns doch
brüchig und auch federn.
Weisheit läßt im Alter noch
Jugendfrisch uns federn!

Reinhold Braun.

Buh greift ein.

Skizze von Lola Stein.

Buh, der Wachtelhund, entdeckte als erster die jungen Kagen. An einem Vormorgen lagen sie neben Musch im Korb. Drei winzige, blinde, unbeholfene Wesen. Er rannte aufgeregt durch die Wohnung, bis er Frauchen gefunden hatte, wedelte heftig, sprang an ihr empor und führte sie stolz und wichtig ins Badezimmer, in dem Muschs Wochenbett gerichtet war. Wertwürdigerweise schien Frauchen gar nicht überrascht zu sein.

„Wir wollen Musch lieber allein lassen“, sagte sie zu Buh, der nur sehr ungern ging und sich stundenlang in der Nähe der Badestube aufhielt.

Als Trudy, die kleine Herrin, aus der Schule kam, von Buh sehnsüchtig am Fenster erwartet und noch viel stürmischer als sonst begrüßt, zerrte er sie am Kleid zu den Kagen.

„Wie süß!“ rief die Zwölfjährige begeistert. Inzwischen waren es fünf Junge geworden. „Behalten wie sie, Mutti?“

Aber Frauchen war leider dagegen. „Papa wird es nicht erlauben“, erklärte sie.

Würdig und glücklich stand Buh neben dem Korb und blidete seinen Herrn beifallbeischend an, als er abends kam, um sich die Kaghchen anzusehen. „Buh benimmt sich, als ob er der Vater wäre“, lachte der Herr und streichelte die Tiere.

Am nächsten Morgen lagen nur noch zwei Kinderchen neben Musch, die jaulend weinte. Als Buh sich ihr näherte, um sie zu trösten, fauchte sie ihn wütend an, so daß er erschrocken zurückwich. Von dieser Stunde an war ihre gute Kameradschaft zerstört. Musch, seine Freundin und Spielgefährtin, war urplötzlich seine Feindin geworden, die hastig und tückisch, wenn er an ihrem Lager vorüberging, nach ihm hatte und ihm oft recht weh tat. Seit man ihr drei ihrer Kaghchen genommen, fürchtete sie den Hund, denn sie wußte nicht, wer die Grausamkeit begangen hatte.

Buh war traurig, daß er die kleinen Dinger, die schnell wuchsen, mit klugen Augen umherblideten und immer niedlicher wurden, nur aus der Ferne betrachten durfte. Er hätte zu gern mit ihnen gespielt. Als sie acht Wochen alt waren, wurden sie verschenkt. Das eine bekam eine fremde Dame, und Musch lief an diesem Tag ruhelos durch die Wohnung, jammerte nach ihrem verlorenen Kindchen und leckte das Kleine, das ihr geliebt war, mit doppelter Inbrunst ab. Am nächsten Morgen kam Frauchens Freundin, Trudys Tante Else. Und ihr wurde, nachdem man Musch wieder in die Badestube eingesperrt hatte, das zweite Tierchen ausgehändigt.

Trudy weinte bitterlich. Buh, der unglücklich war, wenn sie trauerte, leckte ihr Gesicht und Hände und legte beide Pfoten auf ihre Schultern.

Aber er erschrak, als Musch jetzt das Zimmer betrat und er ihren Kummer begriff. Das Tier war verzweifelt und suchte laut klagend nach dem Jungen. Musch kam nicht, als Trudy und Frauchen sie lockten, und als Buh sich an sie schmiegen wollte, fauchte und trachte sie voll Wut. Haß glühte ihm aus den grünen Augen der einstigen Freundin entgegen, und in seinem kleinen Hundehirn empfand er dumpf, daß sie ihn abermals für den Räuber ihrer Jungen hielt.

Am Nachmittag ertrug der Hund den Zustand allgemeinen Kummers nicht länger. Er stahl sich aus der Wohnung und lief im Galopp durch die drei Straßen zu Tante Elses Haus. Dort sprang er mit einem Satz über das Gitter und jagte zur Veranda empor, auf der Frau Else und ihr Mann saßen.

„Was willst du denn, Buh?“ Kommt Frauchen auch?“

Aber das Ehepaar mußte sich überzeugen, daß der Hund allein und scheinbar irgendwie schuldbeladen und mit schlechtem Gewissen gekommen war. Er schmiegte sich an die Frau, gab fortwährend die Pfote, sah sie flehend an, aber sie verstand nicht, was in den schönen bernsteinfarbenen Augen zu lesen war.

„Bist wohl durstig, mein Tierchen? Möchtest du trinken?“ fragte sie endlich, und Buh gab freudig zu erkennen, daß er in die Wohnung gelassen zu werden wünschte.

Sehr schnell fand er nun auf dem Flur ein Körbchen, und darin sah müde, verängstigt, traurig und einsam das kleine Kaghchen, Muschs Kind, das man ihr heute morgen genommen hatte.

„Laß die Miese, Buh“, sagte Tante Else ein wenig ängstlich. Aber da hatte der Hund das zappelnde und leise quidende etwas schon im Maul und jagte an der verdutzten Frau vorüber durch die Zimmer, über die Veranda wieder in den Garten hinab. Mit einem tühnen Anlauf und Sprung kam er über das Gitter. Hinter sich hörte er den empörten Befehl, zurück zu kommen. Er achtete nicht darauf. Er war

kein Dieb, er hatte nur geholt, was man ihm aus dem Hause getragen hatte und was von Trudy und Musch schmerzlich entbehrt wurde.

„Du Ausreißer“, rief Trudy böse, als sie auf sein Krachen die Tür öffnete. Aber weiter kam sie in ihrer Strafpredigt nicht. Buh zeigte ihr stolz, was er im Maul trug, und das Mädelchen schrie laut auf vor Entzücken und Freude.

„Mutti, Mutti!“ jubelte es. „Komm schnell! Buh hat die kleine Musch zurückgebracht!“

Frauchen kam gelaufen, auch der Vater erschien. Buh stand schon in der Badestube, in der Musch jetzt verzweifelt neben dem leeren Korb hatte. Er legte das Kaghchen hinein. Musch begann sofort es zu lecken und zu pugen. Und als Buh ihr nun vorsichtig half und mit seiner weichen rosa Zunge über des Kleinen leidiges Fell fuhr, wehrte sie ihm nicht. Sie war in diesem Augenblick wieder seine Freundin geworden.

„Lieber, lieber, braver, kluger Buh!“ lobte Trudy.

„Wir werden das Kaghchen nun doch wohl behalten müssen“, lächelte Frauchen gerührt. Der Herr widersprach ihr nicht.

Der gute Fehlschuß.

Ein romantisches Geschichtlein.

Von Johannes Wunsch.

Der junge Professor hatte sich im Café „Zum Brennenden Dornbusch“ soeben vergnügt niedergelassen. Er hatte das Bedürfnis, an seinen schulfreien Nachmittagen etwas Zerstreuung zu suchen und dabei gute Musik zu hören. Heute freute er sich besonders, denn er hatte das schöne bequeme Sofa dach gerade dem Musikpodium gegenüber erhalten. Bald wäre ihm ein anderer, der zudem eine frappierende Ähnlichkeit mit ihm hatte, zugekommen. Der letztere schritt aber plötzlich eiskalt zum Lokal hinaus, und das Sofa war gerettet! Der Dienstherr für einige Stunden erledigt, zündete er sich eine gute Zigarre an und bestellte sich einen duftenden Mokka. Das war sein Lieblingsgetränk, das er allem anderen vorzog.

Professor Waltherbach war also glücklich. Soeben intonierte die Hauskapelle das Brautlied aus „Lohengrin“, als eine jüngere Dame, die seitwärts an einem Tisch saß, hastig aufstand und mit wenigen Schritten vor dem erstaunten Professor war.

„Es scheint ein Irrtum vorzuliegen...“ stammelte er verwirrt.

Die Kapelle spielte gerade jetzt die lieblichsten Weisen aus der herrlichen Oper Richard Wagners.

„Treulich geführt ziehet dahin...“

Das Fräulein griff schnell in ihr Handtäschchen, zog eine niedliche Pistole heraus und drückte ab. Alles war das Werk weniger Augenblicke.

Der Professor duckte sich noch instinktiv, was aber nicht verhinderte, daß die Kugel irgendwo in ihm stecken blieb und er lautlos vom Sofa herab auf den Boden rutschte.

Jäh brach die Musik ab; gellende Aufschreie der Gäste ertönten; einige Damen fielen in Ohnmacht, die Kellner und der Wirt kamen eilends herbeigekürzt, und ein zufällig anwesender Kriminalbeamter packte die junge Dame fest am Handgelenk, so daß die Pistole dumpf auf den Boden fiel.

„Der betrügt mich nicht mehr!“ sagte sie und ließ sich dann willig abführen.

Es war einige Wochen später.

Professor Waltherbach ging seiner Genesung entgegen. Der Schuß war nicht tödlich gewesen; die Kugel konnte durch eine geschickte Operation von den Ärzten des Krankenhauses entfernt werden, und die Wunde war so ziemlich verheilt. Ein edles Körperorgan war zum großen Glück nicht verletzt.

Heute konnte er zum erstenmal das Bett verlassen. Die gute Krankenschwester hatte einen bequemen Liegestuhl ans Fenster des freundlichen Zimmers gestellt, auf dem Herr Waltherbach Platz nahm, um die herrliche Frühlingslandschaft da draußen zu betrachten.

Auf einem der uralten Kastanienbäume im Anstaltsgarten sang ein Vogel ein wunderbares Liedlein von Liebe und Sehnsucht, von Glück und seligem Frieden...

Ein Strauß von frischgepflückten Beilsen stand auf dem runden Tisch und verbreitete einen angenehmen Wohlgeruch im Krankenzimmer.

Die Gedanken des Professors wanderten in stiller Ruhe sonnige Pfade der Kindheit im fernen liebtrauten Heimatort, das er in früher Jugend verlassen mußte, um den Kampfweg des Lebens zu gehen. Er blidete traumverloren vor sich hin in weite Fernen, wo das Glück im Strahlenglanz des Geheimnisvollen auf ihn zu warten schien und ihm zu winkte.

Die Turmuhr vom neuen Schulgebäude schlug soeben die fünfte Stunde des Nachmittags, als es jaghaft an die Tür klopfte. Auf sein „Herein!“ erschien die pflichteifrige Krankenschwester und meldete Herrn Walterbach, daß ihn ein älterer Herr zu sprechen wünsche.

„Er soll nur hereintommen!“ war sein kurzer Bescheid. Und auf der Schwelle stand ein Herr in den sechziger Jahren, dessen Gestalt gebüht und dessen Kopf- und Barthaar stark ergraut war. Ein schmerzhafter Zug ging über sein Gesicht, als er des Patienten ansichtig wurde. Langsam und zögernd trat er ins Zimmer.

„Kommen Sie nur näher und sagen Sie mir, was Sie wünschen?“ ermunterte ihn der Professor.

Der also Angeredete schöpfte tief Atem und begann:

„Mein Name ist Felten, Justizrat Felten, und ich komme zu Ihnen wegen meiner Tochter. Wissen Sie, es ist mein einziges Kind.“

Herr Walterbach verneigte sich stumm, und der andere fuhr fort: „Meine Tochter hat sich in Ihrer Person geirrt: es war ein Fehlschuß, wenn ich es so nennen will.“

„Glück im Unglück!“ erwiderte der Professor, „er ging aber nicht ganz daneben, wie Sie an der Narbe an meiner linken Schulter sehen können!“

Herr Felten wischte sich den Schweiß von der Stirne; er als berühmter Redner fand hier in diesem Falle nicht die richtige Sprache. Und zögernd erklärte er weiter:

„Ihabella sah Sie tatsächlich für einen anderen an, der meine Tochter arg beschwindelt hatte; und Sie sehen dem früheren Verlobten des Mädchens aufs Haar ähnlich, und ... so meine ich, war es ein ... Mißverständnis ... ein Fehlschuß, wenn ich mich so ausdrücken darf.“

„Aha, da hätte sie also den andern erschossen“, lachte der Professor kurz auf, „da kann man dem Betreffenden ja Glück wünschen!“

Justizrat Felten trat näher und sagte leise:

„Freilich, Sie wissen, die jungen Damen von heutzutage sind manchmal etwas unberechenbar, aber in der Aufregung ... Das arme Kind sitzt seither in Unterjochung und weint sich die Augen aus, seit sie die unselige Verwechslung erfahren hat. Ach, wäre doch alles ungeheuer! Und meine Frau träumt sich zu Tode, von mir gar nicht zu reden ...“

„Da möchten Sie also die fatale Geschichte aus der Welt schaffen?“ fragte der Professor etwas scharf. Der andere errödete und sagte: „O, wenn das ginge! Aber die Staatsanwaltschaft erklärt die Sache für Mordversuch ... wie soll das ergehen?“

Die Krankenschwester trat wieder ein und gab dem Patienten einen amtlichen Brief, zugleich ermahnte sie ihn, nicht so viel zu reden, da der Arzt es verboten habe. Der Justizrat merkte die Anspielung und wollte sich zugleich zurückziehen.

Der Professor bekam ein menschliches Nühren und sagte: „Hören Sie, ich werde tun, was ich kann, um Ihnen zu helfen und Ihre Tochter vor dem Schlimmsten zu bewahren.“

Ein Hoffnungsstimmer huschte über das alternde Gesicht des Justizrats, und dankbar drückte er dem getroffenen Opfer seiner Tochter die Hand.

Darauf ging er.

Professor Walterbach war kein Unmensch. Er war von der Polizei vernommen worden. Der Fall lag klar. Fräulein Felten hatte ihn für einen anderen angesehen und in unzurechnungsfähiger Aufregung gehandelt. Der Justizrat war eine angesehene Persönlichkeit, und die Sache ging ihm nahe genug ans Herz. Der Doppelgänger des Professors war ein ganz geriebener Gauner gewesen, der Ihabella und die ganze Familie auch finanziell schwer geschädigt und sein Ehrenwort gebrochen hatte. Daß Professor Walterbach das Opfer der sogenannten Rache sein mußte, dafür konnte eigentlich niemand etwas. Es war ein unglücklicher Zufall. Er wenigstens hatte keinen Grund, die Bestrafung der jungen Dame zu betreiben, wenn nur die Staatsanwaltschaft ...

Soweit war er in seiner Betrachtung gekommen. In dem Briefe, den ihm der Staatsanwalt schrieb, der zum Glück sein persönlicher Freund war, teilte ihm dieser mit, daß man auch Körperverletzung annehmen könnte, und wenn er — Walterbach — eine Bestrafung der jungen und übrigens sehr reumütigen Dame nicht wünsche, so ...

Professor Walterbach verstand nur zu gut. Er konnte deutlich zwischen den Zeilen lesen, und so tat er ein übriges und schrieb der Untersuchungsbehörde einen ausführlichen Brief.

Nach ihrer Entlassung war ihr erster, wenn auch schwerster Gang zu dem unschuldigen Opfer ihrer schuppertigen Entschlossenheit. In einem Blumenladen kaufte Ihabella vorher einen Strauß duftender Rosen und betrat auf diese Art bewaffnet das freundliche Krankenzimmer.

Die den braven Professor bedienende Schwester schaute zwar das schlanke, blass und schüchterne Fräulein mit trübsamen Blicken an und brachte ihnen gewiß wohlmeinenden Rat vor, das allzuvielen Sprechen zu meiden, da es noch sehr gefährlich für den Herrn Professor sei und leicht ein Rückfall eintreten könnte ...

Herr Walterbach lächelte fein, als er das hübsche Mädchen mit den Rosen vor sich sah; sie war gar nicht mehr so stolz wie damals vor acht Wochen im Café, wo sie als rächende und strafende Göttin vor ihm stand und nach seinem Herzen zielte.

Unwillkürlich empfand er aber im Innern, daß diese dunkelroten Rosen in der Hand des Mädchens eine viel gefährlichere Waffe gegen ihn sein könnten, als damals die Pistole.

Ihabella stammelte etwas von Mißgeschick, Aufregung, Verzeihung und — todunglücklich ...

Wie sie nett ist, dachte er im stillen und gab ihr freundlich die Hand, indem er scherzend sagte: „So gefallen Sie mir viel besser, liebese gnädiges Fräulein, als damals, wie Sie mich mausetot schießen wollten ...“

Heiße Tränen rollten über ihre blassen Wangen; sie schluchzte herzzerbrechend und gab ihm endlich jaghaft und ängstlich die Rosen, die er schnell an sich preßte und die feinen zarten Blütenblätter streichelte.

Sie sprachen nicht viel. Und nach kaum zehn Minuten stieg sie aufatmend und innerlich froh die Treppe hinauf ins Freie. Die treubeforgte Krankenschwester sah ihr befriedigt nach.

Es war einige Wochen später; ein sonniger Maientag. Die Welt lag im Glanz der warmen Frühlingssonne, die ihre goldenen Strahlen über die uralten Bäume und grünen mit Blumen beladenen Rasenflächen des Stadtgartens spielen ließ.

Ein junges Paar ging Arm in Arm durch die schattigen Anlagen. Man sah es ihnen an, daß sie beide sehr glücklich waren. Er hatte zwar noch einen leidenden Ausdruck wie einer, der längere Zeit die Luft eines Krankenzimmers eingeatmet hatte; aber um so tiefer atmete er nun die heilende und segenspendende Frühlingsluft ein.

„Siehst du, Bella, es war doch gut, daß ich einen Doppelgänger hatte, denn sonst hätten wir uns ja gar nicht kennen gelernt.“

„Sei still, Liebster, erinnere mich nicht mehr daran, es ist zu traurig für mich, daß ich dir so weh getan habe ...“

Und sie preßte zärtlich seinen Arm an sich. Er aber lachte und sagte heiter:

„Gott sei Dank! Es war wirklich ein guter Fehlschuß!“

Darauf gingen sie selbender in das nämliche Café, wo sie sich auf so eigentümliche Art und Weise kennen gelernt hatten. Die Musikpelle fing gerade an, das Brautlied aus „Lohengrin“ zu spielen, das aber diesmal nicht unterbrochen wurde, sondern dankbare Zuhörer hatte, die in bräutlicher Stimmung den süßen einschmeichelnden Reizen lauschten, die so recht für sie paßten.

Es war alles wie ein selbiger Traum in lauer Maionacht, wenn die Nachtigallen schlagen und ihre ewig neuen Liebeslieder dem immer hoffenden Menschenherzen singen.

Und nun ist dieses wahre Geschichtlein zu Ende, das beinahe ein Roman geworden wäre, und das uns wieder einmal gezeigt hat, wie der treffliche Gott Amor manchmal recht kriegerisch zu Werke gehen kann, wenn es gilt, zwei füreinander geschaffene Menschenkinder zusammenzubringen.

Welt u. Wissen

* Die wachsende Bevölkerung der Erde. 2012 000 800 menschliche Wesen leben nach der neuesten Statistik, die im Jahrbuch des Völkerbundes veröffentlicht wird, auf unserem Erdball. Diese Ziffern zeigen eine Zunahme der Bevölkerung im letzten Jahr von 20 Millionen. Asien bleibt nach wie vor der bevölkerteste Erdteil; er wird von 1103 Millionen bewohnt, wobei die Zunahme im vergangenen Jahr 11 Millionen beträgt. Europa überschreitet zum ersten Mal in dieser Zählung die Grenze der halben Milliarde, denn es hat eine Gesamtbevölkerung von 506 Millionen, 8 Millionen mehr als 1931. Das Land mit der weitaus größten Bevölkerungszahl in Europa bleibt Rußland mit 127 Millionen. Die Bevölkerung Frankreichs hat im vergangenen Jahr um 640 000 zugenommen, während die Italiens eine Abnahme um 400 000 aufweist. Die Gesamtbevölkerung von Nord- und Südamerika beläuft sich auf 252 Millionen, mit einem Zuwachs von 4 Millionen. Australien mit Neuseeland zählt 10 Millionen Einwohner.